

Kriegsdarstellungen

Carolin Emcke: «Weil es sagbar ist»



Carolin Emcke (*1967) war jahrelang für den Spiegel in zahlreichen Konfliktgebieten als Reporterin unterwegs. Heute publiziert sie vor allem zu den Themen Krieg, Gewalt und Ausgrenzung. 2016 erhielt sie den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Ihr Essay »Weil es sagbar ist.« Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit« erschien 2013 im gleichnamigen Essayband.

Illustration: *Süddeutsche Zeitung*

WEIL ES SAGBAR IST

Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit

Einleitung

»In den schrecklichen Jahren des Justizterrors unter Jeschow¹ habe ich siebzehn Monate mit Schlangestehen in den Gefängnissen von Leningrad verbracht. Auf irgend eine Weise »erkannte« mich einmal jemand. Da erwachte die hinter mir stehende Frau mit blauen Lippen, die meinen Namen natürlich niemals gehört hatte, aus jener Erstarrung, die uns allen eigen war, und flüsterte mir ins Ohr die Frage (dort sprachen alle im Flüster-ton):

»Und Sie können dies beschreiben?«

Und ich sagte:

»Ja.«

Da glitt etwas wie ein Lächeln über das, Was einmal ihr Gesicht gewesen war.«

Anna Achmatowa, 1. April 1957, Leningrad

Wieder und wieder bitten Menschen in Not, Eingeschlossene oder Ausgeschlossene, Opfer von Krieg oder Gewalt, ein Gegenüber darum, »davon« zu erzählen.

Warum? Was geschieht in einer solchen Szene? »Und Sie können dies beschreiben?«, es klingt unsicher, ängstlich auch (»dort sprachen wir alle im Flüster-ton«), aber vor allem karg: In einem Wort nur verbirgt

sich der Schrecken über eine Erfahrung, die die Fähigkeit, sie zu beschreiben, unterwandert hat: »dies«.

Was ist »dies«? Genauer: Was ist es an diesem »dies«, das es zu einem sprachlichen Problem macht? Was daran ist unsäglich?

Warum braucht die Frau »mit den blauen Lippen« eine andere, eine Fremde? Warum kann sie ihre Erlebnisse im Gefängnis nicht selbst beschreiben – so wie sie vermutlich den Besuch der Nachbarin, den ersten Schultag ihres Kindes oder das Einholen der letzten Ernte in Worte fassen kann? Ist etwas dem Unrecht oder Leid zu eigen, das sich nicht darstellen lässt? Lähmt Gewalt wie der Blick der Medusa jene, die sie erfahren?

(...) Extremes Unrecht und Gewalt stellen eine Anomalie dar, sie widersprechen jeder unversehrten Welt-erfahrung. Sie brechen ein in das Leben von Menschen, die nicht begreifen können, was ihnen da geschieht. Das Erlebnis scheint entkoppelt von allem, was vorher geschah, es reiht sich nicht ein in die eigene Geschichte, in das Verständnis dessen, was und wer man selbst einmal war und wer die anderen waren. (...) Der zivilisatorische Bruch eines Unrechts zieht sich durch verschiedene Schichten, erschüttert zweifach: die Beziehung des Opfers zu sich selbst und seine Beziehung zur Welt. Diese normative Störung vertieft den Riss zwischen innerhalb und außerhalb der

¹ Nikolai Iwanowitsch Jeschow: Chef des sowjetischen Geheimdienstes zur Zeit des Terrors unter Stalin.

Zone der Gewalt, zwischen Betroffenen und Außenstehenden.

So werden Leid und Gewalt zu einem sprachlichen Problem: Die Erlebnisse scheinen nicht beschreibbar, weil die Betroffenen sie selbst nicht verstehen, weil sie alles zu übersteigen drohen, was vorher als Erfahrung zählte. Zu harmlos wirken die üblichen Begriffe angesichts des Schreckens, zu flach. Um die Verwüstungen zu beschreiben, müssten Worte, eines nach dem anderen, an »dies« angelegt werden, wie Pailletten an einen Stoff, bis sie alles bedecken.

Und die Erlebnisse erscheinen anderen nicht vermittelbar, weil sie die, die sie durchleiden, absondern von denen, die verschont wurden. Zu kurz scheint jede Erzählung angesichts des Schreckens, zu dünn, um die Last der ganzen Erfahrung tragen zu können.

»Und Sie können dies beschreiben?« Die Satzstellung suggeriert, die Fragende selbst habe sich schon daran versucht – und sei gescheitert. Als ob es einer speziellen Gabe bedürfte, Elend zu beschreiben. Schon als sie nur ahnt, dass eine Dichterin unter ihnen sein könnte, »erwachte« sie »aus jener Erstarrung«.

Was ist »jene Erstarrung«, aus der die Frau mit den blauen Lippen erst mit der Aussicht auf Zeugenschaft durch eine andere »erwacht«?

Verzweiflung und Schmerz legen sich wie eine Schale um die betroffene Person und schließen sie ein. So vergrößert sich der Radius der Gewalt, weitet sich aus und beschädigt. Erlittene Gewalt nistet sich ein, sie lagert sich ab, lässt »erstarren«, artikuliert sich in Gesten, Bewegungen, Wortfetzen oder im Schweigen.

Darin aber, in dem Schweigen der Opfer von extremem Unrecht und Gewalt, liegt die perfideste Kunst solcher Verbrechen: seine eigenen Spuren zu verwischen. Denn wenn sich strukturelle und physische Gewalt einschreibt in ihre Opfer, wenn sie die physische und psychische Integrität einer Person verletzt, wenn extremes Unrecht und Gewalt die erzählerische Kompetenz angreift, dann bleibt sie unbemerkt und wirkt fort.

»Da glitt etwas wie ein Lächeln über das, was einmal ihr Gesicht gewesen war«, schreibt Achmatowa und verweist so auf das Ethos der Zeugenschaft, auf die Kraft des Erzählens für eine andere.

»... das, was einmal ihr Gesicht gewesen war?« Die Frau bleibt in Achmatowas Text namenlos, sie ist anfangs nur eine weitere Person in einer der Schlangen im Gefängnis, »die hinter mir stehende Frau«, sie er-

scheint als eine von allen, sie hat jene Erstarrung, »die uns allen zu eigen war«, sie flüstert, »dort sprachen alle im Flüsterton«, sie scheint ihrer Individualität (ihres Gesichts) beraubt, das einzige Merkmal sind die »blauen Lippen«.

Erst als sie weiß, dass ihre Erlebnisse durch eine andere in Worte gefasst werden, erhält sie ein menschliches Antlitz zurück. Erst als sie weiß, dass eine andere zu sprechen, zu erzählen in der Lage ist, erhält sie ihre Subjektivität wieder zurück. Sie weiß: diese Erlebnisse werden nicht unbeschrieben bleiben.

Wann immer ich diesen kleinen Text von Achmatowa las, konzentrierte ich mich auf den ersten und den letzten Teil: auf die Versehrung der Frau mit den blauen Lippen und ihre Frage »Und Sie können dies beschreiben?« Und auf ihre Wandlung aus der Erstarrung, dem Flüstern, hin zu »da glitt etwas wie ein Lächeln über das, was einmal ihr Gesicht gewesen war«, dieser Hoffnung, die sich in dem Lächeln andeutet. Dieses Lächeln, das mit der Würde zu tun hat, die es allein nicht gibt, die immer nur zu zweit aufscheint – hier in jenem Moment, in dem eine für eine andere zu erzählen verspricht.

Zwischen der Leserin von damals und der von heute liegen vierzehn Jahre, die ich reisend und zuhörend als Reporterin in Kriegs- und Krisengebieten verbracht habe. Vierzehn Jahre, in denen ich vor Frauen mit blauen Lippen saß und vor erstarrten Männern, in Flüchtlingslagern oder Verstecken, in Gefängnissen oder Wellblechhütten, am Wegesrand oder auf den Ladeflächen von Traktoranhängern, eingesperrt oder aus gesperrt, vertrieben oder verloren, und versuchte zu verstehen, was ihnen widerfahren war.

Sie konnten nicht einfach nur »dies« sagen. Denn ich war nicht eine von ihnen. Ich wusste nicht, was »dies« bedeutete. Ich war eine Fremde, zugereist in diese Landschaft aus Gewalt und Zerstörung. Sie mussten mir mitteilen, was sie durchgemacht hatten. So gut es ging. Manche schwiegen, manche stockten, manche erzählten rückwärts, manche verhaspelten sich, so schnell wollten sie ihre Geschichte mitteilen, manches kam nur bruchstückhaft heraus, nicht selten gab es erzählerische Schwellen, über die sie nicht hinwegkamen oder -wollten, viele weinten, manche nicht, ihre Erzählungen klangen oft unwahrscheinlich, auch nicht eigentlich intelligibel, aber wieder und wieder, in zahllosen Begegnungen überall auf der Welt, tauchte, in allen Sprachen, diese eine Frage auf: »Schreibst du das auf?«, flehend oft, fordernd auch, manchmal begleitet von einem nachdrücklichen Blick in mein Notizbuch, auf die schwar-

zen Buchstaben, die doch, bitte, ihre Erfahrung dingfest machen sollten.

Erst mit der Zeit begann ich zu ahnen, dass sie mich nicht allein darum baten, weil sie das Unrecht und Leid, das ihnen widerfahren war, bestätigt und erinnert wissen wollten, sondern auch, weil sie als die Person bestätigt und vergewissert werden wollten, die sie waren, bevor ihnen all das widerfuhr: jemand, die es wert ist, wahrgenommen zu werden, als Individuum, als menschliches Subjekt.

All die Jahre blieb mir die Geschichte von Anna Achmatowa im Gedächtnis. Aber erst heute, nach all diesen Reisen, zwanzig Jahre nach der ersten Lektüre von Anna Achmatowa, fällt mir der Teil der Geschichte auf, dem ich früher keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte: das »Ja«.

Vielleicht weil sie mir früher so selbstverständlich erschien, diese Antwort. (...) Gewiss, daran glaube ich noch immer: dass es das kategorial »Andere« nicht gibt, dass es sich einfühlen lässt in andere kulturelle, religiöse, ästhetische Lebenswelten, dass sich andere Praktiken und Überzeugungen als die eigenen verstehen lassen. Nicht nur das, sondern dass diese Empathie unverzichtbar ist, für uns alle.

Aber heute, mit dem Wissen auch um die ethische Last der Zeugenschaft, mit der Angst des erzählerischen (und damit auch moralischen) Versagens, nämlich eben »dies« nicht angemessen beschreiben zu können, erstaunt mich vor allem das selbstbewusste »Ja«.

Es mag seltsam altmodisch erscheinen, das doppelte Ansinnen dieses Essays: einerseits die Schwellen des Erzählbaren zu lokalisieren und andererseits ebendiese Schwellen als – gemeinsam – überschreitbare zu behaupten. Einerseits die Wirkungsmacht von Leid und Gewalt zu beschreiben, wie sie ihre Opfer verunsichern, verstören, versehren, wie sie die eigene Vorstellungskraft übersteigen, das Vertrauen in die Welt irritieren, die Fähigkeit, »dies zu beschreiben«. Andererseits aber die Möglichkeit des Mitteilens, des An-Vertrauens an jemand anderen, und die Aufgabe der »Re-Humanisierung durch Zeugenschaft« zu beleuchten.

Darin artikulieren sich Zweifel an zwei geläufigen Überzeugungen: erstens der selbstbewussten Vorstellung von der Leichtigkeit der Augenzeugenschaft, sei es durch professionelle Beobachter oder durch Laien. In digitalen, bildlastigen Zeiten, in denen es selbst verständlich scheint, das Erlebte festzuhalten und mitzuteilen, noch bevor es eigentlich erfahren ist, ob es

sich um den Bürgerkrieg in Syrien, den arabischen Frühling oder den Börsengang von Facebook handelt, droht die selbstkritische Skepsis, ob es auch Erlebnisse gibt, die sich nicht gar so leicht erzählen lassen, zu verschwinden.

Und zweitens, gleichsam am gegenüberliegenden Pol, die Vorstellung vom »Unbeschreiblichen« oder »Unaussprechlichen«, dass also bestimmte Verbrechen, bestimmte Erfahrungen nicht beschrieben werden könnten und dürften. Abgesehen davon, dass dieser These vom »Unaussprechlichen« stets auch eine gewisse hermeneutische Faulheit innezuwohnen scheint, die gehörig irritiert, schreckt mich an dieser Position vor allem, dass Unrecht und Gewalt unfreiwillig sakralisiert werden. Wenn sie »unbeschreiblich« sind, bleiben sie auch undurchdringlich. Wenn die Erfahrungen nicht, wie immer unvollkommen und gebrochen, beschrieben werden dürfen, wenn nicht einmal der Versuch unternommen wird, ihrer habhaft zu werden, bleiben auch die Opfer für immer damit allein.

(...)

2. Verstörung oder: »Ne pas chercher à comprendre«

»Seelenblind, hinter den Aschen,
im heilig-sinnlosen Wort,
kommt der Entreimte geschritten,
den Hirnmantel leicht um die Schultern.«
Paul Celan

Gewalt und Zerstörung überraschen. Sie verletzen nicht nur oder schmerzen, sie irritieren auch. Sie scheinen unbegreiflich – noch bevor sie als unbeschreiblich gelten. Extreme Grenzsituationen stellen zunächst einmal, jenseits von dem Grad des Leids und der moralischen Verstörung, die sie auslösen, einen Verlust an kognitiver Sicherheit dar: Die vertraute Ordnung des Lebens zerfällt, wenn Menschen in einen Kontext geworfen werden, der all ihre lebensweltlichen und normativen Erwartungen zerschellen lässt.

Die Traumaforschung weist daraufhin, dass gerade diese Unfähigkeit, das in extremen Situationen Erlebte einzusortieren, den Kern des Traumas ausmacht. Es wäre dem nach nicht der Inhalt der Erfahrung entscheidend für die traumatische Erschütterung, sondern die Entkopplung von früheren Erlebnissen, die es unmöglich macht, sie sinnvoll zu begreifen. Nicht allein das, was die Opfer von extremem Unrecht und Gewalt erleben, lässt sie verstört zurück, sondern wie es das

eigene Leben unterbricht, in ein Vorher und Nachher einteilt. (...)

Über die fundamentale Irritation eines Individuums in extremen Situationen haben zahlreiche Überlebende der Shoah geschrieben. In ihren Erinnerungen und Berichten zeichnet sich die allererste Konfrontation mit dem Lager vor allem durch das Gefühl der Verwirrung aus, des Nicht-Verstehens. Es ist noch nicht einmal ein moralisches Entsetzen, dessen sie gewahr werden, kein empörtes Anklagen der Logik der Vernichtung. Sondern zunächst einmal ein Suchen nach irgendeiner Logik, wodurch sich das Udenkbare in Einklang bringen ließe mit dem, was vorher denkbar schien.

Charlotte Delbo, Mitglied der französischen Résistance, die 1943 nach Auschwitz deportiert wurde, beschreibt diese Desorientierung besonders eindrücklich: »In Fünferreihen schlagen sie die Straße der Ankunft ein. Es ist die Straße der Abfahrt, sie wissen es nicht. Das ist die Straße, die man nur einmal geht. Sie gehen in guter Ordnung – man soll ihnen nichts vorwerfen können. Sie kommen zu einem Haus und seufzen. Endlich sind sie angekommen. Und als die Frauen angeschrien werden, sie sollen sich ausziehen, ziehen sie zuerst die Kinder aus und geben acht, dass sie sie nicht ganz wach machen. Nach der tagelangen und nächtelangen Reise sind sie gereizt und quengelig, und sie fangen an, sich vor den Kindern auszuziehen, nun, anders geht es nicht, und als jede ein Handtuch bekommt, machen sie sich Gedanken, ob die Dusche auch warm sein wird, denn die Kinder könnten sich erkälten, und als die Männer, ebenfalls nackt, aus einer anderen Tür in den Duschaum treten, halten die Frauen die Kinder vor sich. Und vielleicht verstehen jetzt alle.«

Bei Delbo bestätigt jede Geste, jeder Schritt noch die Ahnungslosigkeit der Deportierten. Sie belegen mit jeder Handlung im Lager ihre Unwissenheit. Noch immer funktionieren ihre Impulse und Intuitionen, als ob sie sich in einer vertrauten, sicheren Welt befänden: Sie strengen sich an, als ob sie in dieser Umgebung noch etwas richtig machen könnten, sie behalten die »Ordnung«, als könnten sie damit Eindruck hinterlassen. Ihre Rücksichtnahme ist noch geeicht auf minimale Störungen der Empfindsamkeit: Mit den Kindern sind sie »achtsam« nach der »langen Reise«, als sei das Härteste an Belastung schon vorbei. Sie fürchten eine »Erkältung«, als sei das die größte Gefahr für ihre Gesundheit. Überhaupt glauben sie sich noch in der Lage, ihrer Rolle als Mütter gerecht zu werden, sie glauben sich noch fähig, andere beschützen zu kön-

nen. Ihre Schamhaftigkeit ist noch empfänglich für feinste Eindrücke. In ihrem gesamten Gebaren sind die Ankömmlinge noch konditioniert auf eine andere Welt. Sie verstehen einfach nicht, wo sie da gelandet sind, was für einer Ordnung des Terrors sie von nun an unterworfen sein werden.

(...)

Für den »Neuen« bedeutet die Begegnung mit brutaler Gewalt zunächst eine kognitive Bedrohung. Das Konzentrationslager ist nach Primo Levi nicht allein eine existentielle oder physische Konfrontation, sondern seine Gefährlichkeit liegt auch in seiner Absurdität, seiner Unbegreiflichkeit. Der desorientierte Häftling im Lager sucht nach Regeln, wo Willkür herrscht, nach irgendeiner Vernunft, wo Wahnsinn regiert. Etwas wehrt sich, als ob Brutalität und Grausamkeit nicht allein unmoralisch, sondern unlogisch seien. Warlam Schalamow notiert in seinen Erzählungen über die Zeit im Gulag von Kolyma: »Es ist schwer, sich im Voraus eine richtige Vorstellung davon zu machen, denn alles ist ungewöhnlich und unwahrscheinlich, und das menschliche Hirn ist einfach nicht imstande, sich konkrete Bilder zu machen von diesem Leben.«

Das Unwahrscheinliche lässt sich auch daran erkennen, dass die überforderten Ankömmlinge nach Sprachbildern und Metaphern suchen, in die sie das, was sie nicht verstehen, mit einer leichten Versetzung packen können. Wenn sie aussprächen, was sie da sehen, präzise, genau, unmittelbar, dann ließe es sich nicht mehr abwehren. (...)

Eine solche nicht-verständliche Welt bedroht Erwachsene anders als Kinder. Die Begegnung mit »Normen der Grausam-

keit« verstört vor allem Erwachsene, die sie nicht glauben können, weil sie in anderen Normen, in einer anderen Ordnung aufgewachsen sind. Der israelische Historiker Otto Dov Kulka beschreibt den Schock der Konfrontation mit dem Unverständlichen – und warum er für ihn, den Jungen im Kinderblock von Auschwitz, nicht existierte. »Denn das war die erste Welt und die erste Lebensordnung, die ich kennenlernte: die Ordnung der Selektionen und der Tod als einzige Gewissheit, die die Welt regiert. All dies waren beinahe selbstverständliche Dinge.«

Aber Erwachsene kennen eine andere Welt und eine andere Lebensordnung als die der Selektionen und des Todes – und deswegen wehrt sich das Bewusstsein dagegen, in der neuen Welt anzukommen, sie zu »begreifen«.

Auch in Levis Bericht ist immer wieder von dieser Unfähigkeit, das Geschehen im Lager zu erfassen, die Rede. Es mag vergleichsweise schnell gelingen, Menschen ihrer Kleidung und ihrer Haare zu berauben, sie in winzige, verdrehte Unterkünfte zu zwingen, sie zu drangsalieren und zu quälen, aber sie lassen sich keineswegs so schnell ihrer Subjektivität berauben. Das Absurde mag zur dominanten existentiellen Erfahrung werden, aber der Verstand wie die Gewohnheit gehen nicht mit der Zeit.

Insofern, ließe sich sagen, ist der denkende Mensch den Schergen des Terrors unterlegen. Für Jean Améry ist das rational-analytische Denken in diesem Kontext keine Hilfe. Denn es ist eine kraftraubende Tätigkeit, neben dem Schaufeln, dem Appell-Stehen, dem Warten in der Kälte, dem Marschieren nach einer Logik der Tortur zu suchen. Noch gefangen im Glauben an eine Auflösung des Rätsels der Gewalt, vergeht notwendige Zeit, in der eine schnellere Anpassung möglicherweise nützlicher fürs Überleben wäre. Seite über Seite beschreibt Levi, was Neue in dieser Ordnung des Terrors zu »lernen« haben, vor allem dies eine: »Ne pas chercher à comprendre«, »nicht versuchen, es zu begreifen«.

(...)

Und so versuchen Opfer von Gewalt und Willkür oft, eine Art Kontinuität herzustellen, in irgendeiner Weise Gewissheiten zu retten, die galten, bevor sie in diesen Irrsinn geworfen wurden. Wer wären sie auch, wenn sie sich um gehend von allen moralischen und kulturellen Erwartungen und Referenzen lossagen könnten? Wer wären sie, wenn sie allzu leicht akzeptieren könnten, dass alles normativ Gesicherte, alles lebensweltlich Vertraute auf ein mal nicht mehr gesichert sein soll? Stattdessen versuchen sie an die Person anzuschließen, die sie waren, bevor die Umstände alles gleichsam verrückt hatten.

Während das häufiger diskutierte Problem der Zeugenschaft darin besteht, dass die Person mitunter zu erschüttert ist, um einen intakten Bericht der äußeren Verhältnisse abzuliefern, steht am Anfang gerade die intakte Person dem Verstehen der erschütterten Verhältnisse im Weg.

Wie das klingt? Wie sich solche Erschütterungen narrativ manifestieren?

Ein Beispiel aus der eigenen Erfahrung:

»Und ich hatte mir nagelneue Schuhe gekauft«, sagte Adem, als sei das ein natürlicher Anfang für eine Geschichte von Deportation und Folter in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Gebeugt, den Blick gesenkt, immer darauf bedacht, seinen Rücken nah an den schutzbietenden Wänden seiner Wohnung zu halten, als müsse er auch hier noch mit Schlägen rechnen.

»Ich hatte ganz neue Schuhe. Und sie waren teuer«, wiederholte er noch einmal mit Nachdruck, damit ich, die Reporterin, die seine Geschichte hören wollte, es auch wirklich registrierte. Der Satz ergab überhaupt keinen Sinn, hatte keine Einbettung in den Rest seiner Erzählung. Ein Faden, der lose aus der Schnur der Sprache heraus ragte, ohne Anschluss.

»Und ich hatte mir nagelneue Schuhe gekauft.«

Wann? Wozu? Was hatte das mit seiner Flucht aus Jugoslawien zu tun? Was mit seiner Zeit als schutzloser Asylbewerber in der Bundesrepublik, verfrachtet von einer Baracke, einem Flüchtlingsheim zum nächsten? (...)

Dann sprach er leise weiter und erzählte, wie er, der Kosovo-Albaner, aus der damals noch gesamtjugoslawischen Armee desertiert sei: vor den Verbrechen, die er im soldatischen Auftrag würde begehen müssen, und vor jenen Verbrechen, die an ihm noch begangen werden würden. Wie er, in Deutschland angekommen, Antrag auf Asyl gestellt habe und, trotz aller Hinweise auf seine Gefährdung im eigenen Land, ausgewiesen worden sei.

Ungelenk, aber chronologisch berichtete Adem von seiner Odyssee durch die ablehnende Bürokratie. Binnen dreißig Tagen, erzählte er, habe er »freiwillig« die Bundesrepublik zu verlassen gehabt, sonst habe ihm die Deportation gedroht.

»Meine Frau hat meine Reisetasche gepackt.«

Wieder so ein Satz wie ein halbabgerissener Holzspan, der hervorsticht aus der Oberfläche. Er trank einen Schluck aus der winzigen Mokkatasse vor sich, bevor er von der Rückreise ab dem Flughafen Düsseldorf in den Kosovo sprach. Wie er in Pristina – gemeinsam mit einem weiteren ausgewiesenen Flüchtling – aus der Reihe der Wartenden an der Passkontrolle gezogen und in einen ab geschiedenen Teil des Flughafens gebracht worden sei. Wie ihm seine Papiere abgenommen, sein Gepäck durchwühlt worden seien. Und wie sich in seiner Tasche für die Rückkehr ins gefürchtete Land fatalerweise auch die Unterlagen seines Asylverfahrens in Deutschland fanden – und

ihm so ebene Dokumente, die ihn in Deutschland vor politischer Verfolgung und Folter hätten schützen sollen, in Jugoslawien zum Anlass für Misshandlung geworden seien. (...)

Adem stockte und begann seine Geschichte wieder von vorn zu erzählen.

»Und ich hatte mir nagelneue Schuhe gekauft.«

Noch einmal berichtete er von dem erfolglosen Asylverfahren, seiner Abreise aus Deutschland und der Passkontrolle in Pristina. Er erreichte erzählerisch den Moment auf dem Flughafen, an dem er verhaftet wurde. Dann begann er erneut. Wieder wurden scheinbar anlasslos die neuen, »100 Mark teuren« Schuhe erwähnt. Wieder folgte die Beschreibung seiner erfolglosen Klagen um Anerkennung auf Asyl. Wieder seine Ankunft in Pristina.

Wie eine Nadel auf einer verkratzten Vinyl-Schallplatte sprang seine Erzählung stets an derselben Stelle aus der Spur. Er konnte und konnte es nicht schaffen, den Anschluss an das zu finden, was nach der Selektion an der Passkontrolle geschehen war: die Schläge, die Verletzungen, die Schmerzen. Er setzte gedanklich rückwärts, als müsste er Anlauf nehmen. Er sammelte Kraft in der Wiederholung, und dann, schließlich, mit einem Satz, landete er bei den Misshandlungen. Erst auf dem Flughafen, dann in Belgrad, wohin er verbracht wurde. In einem Schnellverfahren habe ihm die serbische Regierung die Staatsangehörigkeit entzogen, erzählte Adem, bevor sie ihn schließlich geschlagen, gedemütigt, malträtiert in eine Maschine zurück nach Deutschland gesetzt hätten. Da landete er, zwei Wochen nach seiner »freiwilligen« Abreise, mit zerrissenem Hemd, blutverschmiert und mit geschwellenem Gesicht und Körper am Düsseldorfer Flughafen – an den Füßen nur mehr Socken. Die Schuhe, so Adem,

hatten ihm die Folterknechte in der gerade verlorenen Heimat entwendet. (...)

Die neuen Schuhe von Adem sind symptomatisch für die Verstörungen traumatischer Erfahrung. Die vertraute Ordnung der Dinge zerfällt, und das Bewusstsein über die veränderte Lage hinkt der Wirklichkeit hinterher. Einmal im Strudel solch dramatischer Prozesse, hält die Sprache fest an der gerade verlorenen Welt. So tauchen plötzlich Sätze auf, die aus der Zeit gefallen sind. Diese verschobenen Gedanken oder Worte sind Zeichen für die Verfasstheit einer Person, die sich noch dagegen wehrt, in ihrer neuen Rolle in der neuen furchtbaren Welt anzukommen.

Der blutüberströmte, verwahrloste Flüchtling, der ohne Papiere und barfuß in der alten Welt landet, hält fest an der Person, die er einmal war: nämlich ein Mensch, der sich »nagelneue Schuhe für 100 Mark« leisten konnte. Der an die Schuhe geknüpfte Status wäre für Adem zwei Wochen vorher vermutlich nicht erwähnenswert gewesen. Erst in dem Augenblick, da die Wertgegenstände verloren sind, erhalten sie ihren symbolischen Wert.

Solche Verschiebungen bringen die Zeitlichkeit durcheinander, weil die erzählende Person sich offensichtlich nicht mit ihrer eigenen Gegenwart in Deckung bringen kann oder mag. So entkoppelt sie sich von sich selbst und der grausamen Ordnung, in die sie sich einfügen soll, in dem sie Brüche herstellt, die in die eigene noch unbeschädigte Vergangenheit zurückreichen.